

Sprache – Kognition – Kultur

Sprache zwischen mentaler Struktur
und kultureller Prägung

Herausgegeben von
Heidrun Kämper
und Ludwig M. Eichinger

GC 020,434

GC 600

GG 210

2008

Universität Tübingen
Fakultätsbibliothek Menschliche



1114/01

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Performanz in rhetoriktheoretischer Sicht

Abstract

Der Beitrag geht von dem 2004 veröffentlichten Sammelband „Rhetorik. Figuration und Performanz“ aus, führt einige der dort publizierten Ansätze fort und bringt sie schließlich neu (schärfer rhetoriktheoretisch konturiert) auf den Punkt. Er stellt die Frage, welchen theoretisch begründeten Platz ein rhetoriksystematisch hergeleiteter und damit wohl definierter Performanz-Begriff haben kann. Der Performanzbegriff wird heute unterschiedlich, nicht selten auch mit einer gewissen Willkür verwendet, wodurch er als *Terminus technicus* nurmehr bedingt tauglich ist. Demgegenüber bekommt er hier eine theoretisch genau bestimmte Position im modernen rhetorischen Theoriegebäude als Aktionsweise des *Medi-ums*, das Texte speichert und sendet.

Im Jahr 2004 erschien der 25. Band der renommierten ‚Germanistischen Symposien‘ der DFG unter dem Obertitel ‚Rhetorik‘. Der Fachmann hätte erwartet, dass der Untertitel des Bandes eventuell ‚Figuration und Persuasion‘ gelautet hätte. Normalerweise werden unter *Figuration* textliche Umgangsweisen mit rhetorischen Figuren oder Textverfahren verstanden, die auf rhetorischer Figurenbildung basieren.¹ Hieran schließt sich historisch gesehen die bekannte Definition der Rhetorik als ‚Kunst elaboriert zu sprechen‘ (*ars bene dicendi*) an. Die mit dieser Vorstellung einer ‚restringierten Rhetorik‘ verbundenen Fragestellungen werden heute teils im Rahmen der rhetorischen und linguistischen Stilistik, teils im Rahmen der literarischen Ästhetik verhandelt.² Vom Standpunkt der rhetorischen Theorie aus wird in systematischer Hinsicht jedoch erst mit dem Begriff der *Persuasion* der bis heute maßgebliche theoretische Kern des Rhetorikansatzes aufgerufen. *Persuasion* bezeichnet alle strategisch eingesetzten Verfahren des Orators, kommunikativ effektiv zu sein oder überzeugend zu kommunizieren, worauf sich die eigentliche und umfassendere, ebenfalls schon in der Antike eingeführte Definition der Rhetorik als ‚Kunst zu überzeugen‘ (*ars persuadendi*) bezieht.

¹ Etwa im Sinne der Ausweitung des Figurenverständnisses, wie es sich bei Kenneth Burke in seinem wichtigen Beitrag zu den vier Haupttropen findet. Burke, Kenneth: Four Master Tropes. In: Burke, Kenneth (1969): A Grammar of Motives. Berkeley. S. 503–517.

² Zum reduktionistischen Konzept einer bloßen Figurenrhetorik, das sich in der frühen Neuzeit unter dem Einfluss des Ramismus ausgeprägt hat, siehe Genette, Gérard (1970): La rhétorique restreinte. In: Communications 16. S. 158–171.

Anders als ein Rhetoriker erwartet hätte, lautet der Untertitel des Ergebnisbandes zum 25. Germanistischen Symposium aber nicht „Figuration und Persuasion“, sondern „Figuration und Performanz“. Damit wird dem Begriff *Performanz* eine hohe rhetoriksystematische Wertigkeit zugesprochen, die auf die Lektüre der Beiträge neugierig macht, zumal eine der auch linguistisch bestückten Sektionen ausdrücklich mit der Überschrift „Performativa“ versehen wurde. Eine zweite Sektion, die sich ebenfalls mit Fragen der Performanz befasst, steht unter der für den Leser zunächst eher kryptischen Rubrik „Regel-Adresse“. Bei einem ersten Durchgang durch den Band stand zu erwarten, dass die Einleitungen zum ganzen Buch und zu den einzelnen Sektionen bereits Auskunft über die neue prominente Rolle der Performanz in der Rhetoriktheorie geben würden.

Der Initiator des Symposiums und Bandherausgeber Jürgen Fohrmann kommt in seiner Gesamteinleitung zu folgendem Resümee: „Im Behandeln von ‚Rhetorik‘ blicken alle (oder fast alle) Beiträge auf die Beziehung von Regel und Abweichung, in deren Mitte die Rhetorik steht.“³ Und mit einem von Rilkes ‚Panther‘, (der bekanntlich im Käfig des Jardin du Luxembourg hin und her ging), entliehenen Pathos fügt Fohrmann hinzu: „Sie ist diese Mitte, und sie wird in beide Richtungen, zum Schema und zur Anomalie, dann ausbuchstabiert, aber nur, um erneut in die mittlere Position zurückzukehren.“ Solche Rede dämpft zunächst die Erwartung des neugierigen Theoretikers, weil hier die ganze Rhetorikfrage wieder auf die gute alte, inzwischen jedoch in ihrer explikativen Reichweite nur als bedingt tauglich erwiesene Deviationstheorie rückgeführt wird. Im Folgenden ist dann zwar noch kurz von *Figuration* die Rede, indem Fohrmann die Fragen nach systematischen Entfaltungsmöglichkeiten einer „Figurenlehre“, nach „Identifizierung einer Figur“, dem generell „tropologischen Charakter von Sprache“ und der Konstituierung des „Impetus eines Textes“ durch „eine spezifische Figuration“ anreißt, ohne diese Fragestellungen jedoch genauer auszuleuchten oder eine Brücke zu den dann tatsächlich folgenden Beiträgen zu bauen. Der Zusammenhang von Rhetorik und Performanz bleibt unerwähnt.

1. *Performanz* im linguistischen und sprechakttheoretischen Zusammenhang

Informativer ist Werner Hamachers Einleitung zur Sektion „Performativa“. Er eröffnet sie mit einer Art Koreferat zu Günter Grewendorfs direkt anschließendem Beitrag „Performativität und Deklarativität“, in dem das Wort Rhetorik allerdings nicht vorkommt. Es geht in beiden Beiträgen um die sprechakttheoretische Frage, ob sprachliches Handeln noch vorliegt, wenn „es als ein *theoretisches* Verhalten fixiert wird, das wesentlich in seiner Selbst-

³ Fohrmann, Jürgen (2004): Vorbemerkung. In: Fohrmann, Jürgen (Hg.) (2004): Rhetorik. Figuration und Performanz. S. VII–X, hier S. VII.

thematisierung“ besteht, d. h. wenn performative Äußerungen vorliegen, die „ihren Aktcharakter mit einem explizierenden Verb bloß kommentieren“ und damit möglicherweise den Status bloß „konstativer Äußerungen“ bekommen.⁴ Hamachers Überlegungen münden in handlungstheoretisch fundierte Positionen folgender Art: „Sprechhandlungen lassen sich also charakterisieren als *Ermöglichung von anderen*, antwortenden Handlungen, die in der Übernahme oder Verschiebung ebenso wie in der Abweisung, Versäuerung oder Zerstörung der gebotenen Möglichkeit bestehen können.“ Und: „Da der Sprechakt als Apostrophe, Ankündigung und Anspruch wesentlich unvollständig ist und nur deshalb eine Möglichkeit für andere bieten kann, auf ihn zu antworten, wird seine strukturelle Eigentümlichkeit besser als von Austins juristischem Begriff ‚performativ‘ durch den Neologismus ‚adformativ‘ oder ‚afformativ‘ charakterisiert –: diese Umbenennung legt den Akzent darauf, daß ein Akt nicht Durchführung oder Ausführung einer Handlungsform, sondern Ermöglichung und Anbahnung anderer Handlungen ist und deshalb stets diesseits einer definiten Form bleibt.“⁵ Hamacher macht ausdrücklich klar, dass es mit Blick auf die rhetorische Persuasion um den Handlungsaspekt geht, wenn er hinzufügt: „Austins Unterscheidung zwischen perlokutionären und illokutionären Sprechhandlungen trennt die wirksamen, überzeugenden oder persuasiv erfolgreichen Sprechakte von Sprechakten überhaupt und damit das Erwirken vom Handeln ab. Wenn eine Wirkung überhaupt oder gar eine bestimmte Wirkung kein Handlungskriterium sein kann, dann bleibt als einziges mögliches Kriterium für eine Handlung dies, daß damit die *Möglichkeit* einer Wirkung eröffnet wird.“⁶

Bei Hamacher ist das Konzept der Performanz ganz auf die Handlung als Vollzug ausgerichtet und, wie wir gesehen haben, nicht einmal begrifflich zur vollen Zufriedenheit des Autors. Dieses Performanzkonzept gibt es auch in der Kunstszene, wo Künstler im reinen Vollzug, nur in der *performance*, etwas zum Vorschein bringen möchten, etwa, indem sich jemand mit einer Rasierklinge die Stirn aufschneidet. Damit lässt sich eine Brücke bauen zum abstrakten Kern des Performanzverständnisses Chomskys, denn auch bei ihm geht es im Falle der *performance* letztlich ums Handeln als solches. Bei seinem Gegensatzpaar ‚Kompetenz‘ und ‚Performanz‘ ist Kompetenz bekanntlich die latente Fähigkeit, aus einem endlichen Regelapparat eine unbegrenzte Anzahl von Strukturen zu generieren, während Performanz im Sinne einer Anwendung der vorhandenen Kompetenz im „aktuellen Gebrauch der Sprache in konkreten Situationen“ besteht.⁷

Unter Bezug auf Searle hat Dieter Mersch in seinem Artikel „Performativität und Ereignis. Überlegungen zur Revision des Performanz-Konzepts der

⁴ Hamacher, Werner (2004): Einleitung. In: Fohrmann, Jürgen (Hg.) (2004): Rhetorik. Figuration und Performanz. S. 481–489, hier S. 482.

⁵ Hamacher (wie Anm. 4), S. 485 f.

⁶ Hamacher (wie Anm. 4), S. 484 f.

⁷ Chomsky, Noam (1971): Aspekte der Syntax-Theorie. Frankfurt/M. S. 14.

Sprache“ in dem genannten Symposium-Band vorgeschlagen, das Chomsky-„Konstrukt“ genauer in der Formel „Performanz-Kompetenz“ zu fassen.⁸ Ludwig Jäger bezieht sich in seiner Einleitung zur Sektion „Regel-Adresse“ auf diesen Theoriezusammenhang, wenn er vom „Feld des Diskursiven, der Rede, der Paroie, der Performanz“ spricht. Dieses Feld identifiziert er zu Recht mit dem Feld der Rhetorik. Er bescheinigt der Sprachwissenschaft unter dem Verdikt des „Antirhetorizismus“ einen weitreichenden Rückzug aus diesem Feld: „Dieser Rückzug bestimmt das Bild einer Sprachwissenschaft, für deren Theoriebildung die diskursiven Erscheinungsformate der Sprache jegliche theoretische Relevanz verloren haben. Es ist dieser Antirhetorizismus, der die Linguistik in das Feld der Kognitionswissenschaften hat auswandern lassen (in dem sie freilich ein peripheres Dasein fristet) und dem sie ihre durchgängige Ausbürgerung aus den Diskursen der Kultur- und Medienwissenschaften verdankt.“⁹ Der Chomsky'sche Konnex von Kompetenz und Performanz stellt sich für Jäger vor diesem Hintergrund wie folgt dar: „Wenn man ein wesentliches Moment des Rhetorischen im diskursiven Zum-Erscheinen-Bringen von Regelwissen, in seiner situativen Adressierung, sehen möchte, so ließe sich der linguistische Anti-Rhetorizismus als ein Programm beschreiben, das Sprache als unadressierbare kognitive Form konzeptualisiert. Sprache als Struktur, System oder kognitives Modul zieht sich in ein mentales Jenseits zurück, für das sich kein diesseitiger Raum diskursiver Adressierung öffnet. Spätestens die kognitivistische Wende – und nicht erst sie – verschiebt den Fokus der Sprachtheorie von der Performativität diskursiver Adressierung auf die Kognitivität adressenlosen Wissens.“¹⁰

Mit diesen Worten bereitet Jäger den Leser auf den ersten Beitrag seiner Sektion zum Thema „Nach Chomsky. Überlegungen zu einer symboltheoretisch fundierten Linguistik“ von Christian Stetter vor. Auch wenn Stetter sich anschickt, den „Mentalismus chomskyscher Prägung, nämlich als nativistische Konzeption von Sprachfähigkeit“ zu revidieren,¹¹ so geht auch er ausdrücklich nicht hinter die Auffassung zurück, „daß allen sprachlichen Performanzen, all dem, was immer man in empirischem Sinn als ‚menschliche Sprache‘ bezeichnet, eine den Menschen charakterisierende Sprachfähigkeit zugrunde liegt und daß dieser Gesichtspunkt in der Gestalt der Sprachtheorie

⁸ Searle, John R. (1974): Chomsky's Revolution in der Linguistik. In: Grewendorf, Günter/Meggle, Georg (Hg.) (1974): Linguistik und Philosophie. S. 404–438, hier S. 437; siehe Mersch, Dieter (2004): Performativität und Ereignis. Überlegungen zur Revision des Performanz-Konzeptes der Sprache. In: Fohrmann, Jürgen (Hg.) (2004): Rhetorik. Figuration und Performanz. S. 502–535, hier S. 516 f.

⁹ Jäger, Ludwig (2004): Einleitung. In: Fohrmann, Jürgen (Hg.) (2004): Rhetorik. Figuration und Performanz. S. 189–192, hier S. 190.

¹⁰ Jäger (wie Anm. 9), S. 189.

¹¹ Stetter, Christian (2004): Nach Chomsky. Überlegungen zu einer symboltheoretisch fundierten Linguistik. In: Fohrmann, Jürgen (Hg.) (2004): Rhetorik. Figuration und Performanz. S. 193–218, hier S. 206.

angemessen zur Geltung zu bringen ist“.¹² Für die Linguistik jedoch sei eine Umorientierung vonnöten, die das „primäre linguistische Objekt“ wieder klar in den Blick bekomme. Und dieses „Objekt ist ein Performanzphänomen“.¹³ In diesem Zusammenhang nun sei, so Stetter weiter, „in buchstäblichem Sinn von einer Re-Rhetorisierung der Sprachtheorie zu reden: Der erste linguistische Gegenstand ist sich bewegende Rede oder Geste. Die Performanz ist ihr ausschließlicher Seinsmodus. Demgegenüber ist die schriftliche Sprache ebenso ausschließlich starres Resultat einer wie auch immer vermittelten Bewegung. Das orale Wort existiert solange und nur solange, wie es gesprochen wird. Das schriftliche beginnt zu existieren, wenn es geschrieben ist.“¹⁴ Für Stetter muss die Sprachtheorie wieder „von einer Phänomenologie des Oralen oder auch der Gebärdensprache ausgehen, d. h. vom Studium entsprechender Performanzen“.¹⁵ Aus diesem Ansatz ergibt sich die weiter gehende Frage, wo beim „Studium sprachlicher Phänomene“ die Grenze zu ziehen ist „zwischen dem, was in der Performanz genuin sprachlicher Natur ist und dem, was auf mentalen bzw. kognitiven Leistungen anderer Art beruht“. Zu Sprachkompetenz zählt ja offenbar auch „die Fähigkeit, Spracheinheiten in Situationen anwenden zu können. Die Frage lautet also, wo die Grenze zu ziehen ist zwischen dem, was als allgemeine sprachliche Regularität in sprachlichen Performanzen auszumachen, und dem, was darin als Resultat besonderer kognitiver Leistungen anzusprechen ist, die auf das Konto von logischer, rhetorischer oder ästhetischer Kompetenz zu buchen sind“.¹⁶

2. *Performanz unter kommunikationstheoretischer Perspektive*

Bemerkenswert ist hier für den Rhetoriker, dass das Thema Performanz offensichtlich ein Erweiterungspostulat evoziert. Stetter macht deutlich, dass die sprachliche Kompetenz zu einem Kompetenzensemble gehört, das wir als jene komplexe kommunikative Kompetenz bezeichnen können, die (nicht dem Begriff, aber der Sache nach) der Anthropologe Dell H. Hymes bereits 1968 als Ergebnis lebenslanger Sozialisations- und Lerngeschichten des Menschen konzipiert hat.¹⁷ Schon die klassische Rhetorik kannte ein entsprechendes

¹² Stetter (wie Anm. 11), S. 206.

¹³ Wie sich im weiteren Verlauf meiner Ausführungen zeigen wird, würde der Rhetoriker hier leicht modifiziert sagen, dass es sich um ein Objekt handelt, das im Rahmen von Performanzen zum Vorschein kommt (womit das Objekt, der Text, kategorial deutlicher von seiner Aufführungsweise, der Performanz, getrennt wäre).

¹⁴ Stetter (wie Anm. 11), S. 212.

¹⁵ Stetter (wie Anm. 11), S. 214.

¹⁶ Stetter (wie Anm. 11), S. 214 f.

¹⁷ Hymes, Dell (1968): The Ethnography of Speaking. In: Fishman, Joshua A. (Hg.) (1968): *Readings in the Sociology of Language*. S. 99–138; Zur Weiterentwicklung des von Hymes angedachten Konzepts einer *kommunikativen Kompetenz* hin zum Konzept *rhetorisch-persuasiver Kompetenz* siehe Knappe, Joachim (2003): *Persuasion*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik* 6. Sp. 874–907, hier Sp. 884–890.

Kompetenzbündel, das in ihren vier, für die Arbeit am Text maßgeblichen Sprachgebrauchsprinzipien steckt: 1. *latinitas*/Korrektheit, was sich auf die sprachlich-grammatische Kompetenz bezieht, 2. *perspicuitas*/Klarheit, d. h. Rekurs auf logische Kompetenz, 3. *aptum*/Angemessenheit, was die soziale Norm- und Stilregisterkompetenz betrifft und 4. *dignitas*/Wohlgeformtheit, d. h. Bezug auf ästhetische Kompetenz.

Einige Beiträge des hier besprochenen Sammelbandes ‚Rhetorik‘ stehen in enger konzeptioneller Nähe zu diesen Ansätzen. Hier sei insbesondere auf Dieter Mersch's Kritik an einem ausschließlich *sprach*-bezogenen Performanzbegriff verwiesen. Mersch setzt sich in seinem bereits genannten Beitrag kritisch mit Positionen der Sprechakttheorie auseinander. Dabei wird der Horizont des Chomsky'schen Binarismus von Kompetenz und Performanz zu einer ganz anderen Perspektive hin überschritten. Mersch's Kritik richtet sich darauf, dass die Sprechakttheorie nicht wirklich vom Sprechereignis, sondern lediglich vom (meist schriftlichen) Sprachnotat im engeren Sinn ausgeht. Seiner Meinung nach fokussiert dieser Ansatz „das Performative allein auf das Gesagte“, nicht auch auf den Vorgang des Sagens, und greift damit zu kurz. Mersch vollzieht deshalb nochmals einen Sprung, der ihn deutlich in die Nähe des rhetorischen Ansatzes bringt, indem er der Performanz eine eigene, neue Qualität, sprich: Semantik zugesteht. Für Mersch kann die Rede von dem „performativen Selbstwiderspruch“, der ihn interessiert, überhaupt nur unter dieser Voraussetzung verstanden werden. Ausgangspunkt ist hier Jürgen Habermas' Satz von der „performativ-propositionalen Doppelstruktur der Rede“.¹⁸ Mersch erläutert dies wie folgt: „Habermas hatte mit dem Modell der Doppelstruktur der Differenz zwischen Handlung und Referenz zu entsprechen versucht und in jedem Sprechakt eine Dualität von propositionalem Gehalt und performativem Anteil ausgemacht. Mit ersterem beziehen wir uns auf die Welt, mit letzterem konstituieren wir Sozialität, und zwar so, daß wir performativ für das jeweils Gesagte eintreten. In beidem aber repräsentiert sich die Form der verständigungsorientierten Einstellung des Sprechers auf den Hörer, seine besondere Weise des *Bezugs*, wobei die Bedeutung der Rede jederzeit durch Explikation ihres performativen Status ‚aufgeklärt‘ werden kann. Das Modell macht eine Reihe von Voraussetzungen, wie sie für die Sprechakttheorie überhaupt gelten, so z. B. des Primats der Sprecherorientierung, der Souveränität der Handlung, der Identifizierbarkeit der performativen Rolle einer Äußerung und damit auch der ‚Aufklärbarkeit‘ des Sinns, woran sich wiederum die Möglichkeit kollektiver Aufklärung der am Gespräch Beteiligten bemißt.“¹⁹ Damit wird deutlich, dass Performanz in diesem Verständnis weit über das bloße Potenz-Actus-Problem hinausgeht,

¹⁸ Habermas, Jürgen (1971): Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: Habermas, Jürgen/Luhmann, Niklas (1971): Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. S. 101–141, hier S. 104 f.; Mersch (wie Anm. 8), S. 528.

¹⁹ Mersch (wie Anm. 8), S. 528.

weit in den Kommunikationszusammenhang hinausgreift und etwas Zusätzliches generiert, das – wie Mersch es formuliert – „quer zur Sprache“²⁰ liegt und damit etwa auch zur Quelle performativer Widersprüche, d. h. durch Performanz evozierter Widersprüche zum bloß sprachlich Manifesten werden kann.

3. *Performanz als rhetorischer Terminus technicus*

Für den Rhetoriktheoretiker sind alle bisher gemachten Beobachtungen von großem Interesse, weil sie zeigen, dass der Begriff der Performanz nach wie vor auch Gegenstand innerlinguistischer Klärungsprozesse ist. Dies ermutigt mich, die Debatte aus dem Blickwinkel rhetoriktheoretischer Ansätze heraus weiter zu führen. Wie so oft, liegt eine der Ursachen für den Klärungsbedarf in historisch gewachsenen Sprachgebräuchen. Schon das englische Wort *performance*, von dem das deutsche Lehnwort Performanz stammt, ist keineswegs eindeutig. Die Zuordnung zum Theoriebereich *Rhetorik*, die faktisch im Titel des „Germanistischen Symposions 25“ vorgenommen wird, wirft für mich die Frage auf, was damit wohl rhetoriktheoretisch gesehen gemeint sein könnte. Der Begriff müsste ja, wenn es ein rhetorischer Terminus technicus und nicht bloß ein umgangssprachlicher Ausdruck sein soll, bei rhetorischen Fragen wohl definiert gebraucht werden können, d. h. systematisch schon gut im Theoriegebäude der Rhetorik verankert sein oder doch wenigstens zukünftig gut zu inkorporieren sein.

Bei Durchsicht der Beiträge des genannten Symposion-Bandes zeigt sich jedoch etwas, was man leider auch sonst immer wieder in den Geisteswissenschaften beobachten kann, und was systemisch denkende Theoretiker nicht gerade erfreut: der Begriff „Performanz“ wird auch hier im Anschluss an die Sprachgebräuche verschiedener Schulen mehrdeutig verwendet. Performanz wird in den unterschiedlichen Beiträgen auf mindestens sechs, wenn nicht noch mehr verschiedene Sachverhalte bezogen: 1. generell auf sprachliches Handeln, 2. auf ein semantisches Phänomen in Texten im Sinne der Sprechakttheorie, d. h. auf die handlungsbezogene Bedeutungsdimension bei Wörtern und Sätzen, 3. auf die Vorgänge des Schreibens und Lesens von Texten, 4. auf die Oralität von sprachlichen Äußerungen in Redesituationen, 5. auf die Rolle der Körperlichkeit in solchen Situationen, 6. auf rituelle Komponenten von Sprechsituationen.

Es ist ganz klar, dass sich diese Inkonsistenz und, man könnte beinahe sagen: Beliebigkeit der Verwendung des Begriffs Performanz, einerseits aus einer lockeren Bezugnahme auf die Mehrdeutigkeit des englischen Bezugswortes *performance* ergibt, andererseits aus der Bezugnahme auf historisch getrennt gewachsene Theorieschulen, z. B. auf die Speech act-Theorie von Austin und Searle oder auf Chomskys linguistische Theorie.

²⁰ Mersch (wie Anm. 8), S. 534.

Ein Begriffshistoriker oder Lexikologe mit philologischem Ansatz könnte sich vielleicht mit diesem Befund begnügen und die Performanz-Akte an dieser Stelle schließen. Anders ein Theoretiker, der einen Terminus *technicus* gewinnen will. Er muss prüfen, wie sich aus dem historisch entstandenen Wildwuchs der Wortverwendung eine theoretisch sinnvolle und terminologisch brauchbare Definition des Performanzbegriffs gewinnen lässt. Dazu ist zunächst nochmals ein Rekurs auf die Kernproblematiken der hier relevanten Beobachtungsfelder sinnvoll. Es sind im Wesentlichen drei sehr unterschiedliche Beobachtungsfelder, respektive Aspekte, die mit dem Wort „Performanz“ angesprochen werden: 1. Der Übergang vom sprachlichen System in die konkreten Sprechhandlungen, 2. die rein sprachliche Seite dieser Sprechhandlungen und 3. das kommunikative Gesamtfeld dieser konkreten Sprechhandlungen mit all seinen auch situativen Komponenten.

3.1 Der Gegensatz von Kompetenz und Praxis

Beginnen wir mit dem Chomsky'schen Binarismus von Kompetenz und Performanz als erstem Aspekt. Dieser Binarismus ist fundamental für das Verständnis des linguistischen Denkens, und er korrespondiert in einem gewissen Sinn mit Ferdinand de Saussures epochemachender Unterscheidung von *langue* und *parole*. Das Sprachsystem (*la langue*) ist ein systematisch bereinigtes, theoretisches Konstrukt, das in der Sprechwirklichkeit nur als Hintergrund fungiert, von den Sprachlernern auf dem Wege von Abstraktionen mental verankert und von Grammatikern bzw. anderen Linguisten mit strukturalistischen Methoden erhoben und in Spezialwerken, z. B. Grammatiken, niedergelegt wird. Was mit Hilfe dieses Wissens oder Partikeln dieses Wissens in der Sprechwirklichkeit des Alltags der Menschen tatsächlich gemacht wird, das nennt de Saussure *la parole*. Und der Rhetoriker nennt das, was da konkret entsteht und was wir faktisch beobachten können, „Text“.²¹

Chomskys Begriffspaar Kompetenz und Performanz bezieht sich auch auf diese Unterscheidung. Beide Begriffe Chomskys verlagern die Betrachtung des Sprachlichen allerdings zunächst einmal ins Kognitive der Sprachbenutzer, also dahin, wo das Steuerungsorgan für sprachliche Praktiken sitzt. Eine Betrachtungsweise, die natürlich auch der Strukturalist de Saussure schon kennt. Für den Rhetoriker ist dies besonders interessant, geht doch die klassische Rhetoriktheorie auch immer vom handelnden Akteur und seinen Problemen aus, also von jenem auf erfolgreiche Kommunikation eingestellten Sprecher, den sie Orator nennt. Die beiden Kategorien Chomskys rufen bewusst oder unbewusst die seit Aristoteles, vor allem dann auch in der mittelalterlichen Scholastik häufig ventilierte Frage nach dem Zusammenhang von

²¹ Womit eine Trennung der Ebenen von *Sprache* und *Sprachprodukt* angestrebt wird, weil für beide Ebenen unterschiedliche Regulative gelten (was nicht ausschließt, dass es gemeinsame Regulativ-Schnittmengen gibt).

potentia et actus auf.²² Sie ist hier auf den Sprechhandelnden bezogen. Es geht bei der philosophischen Frage um etwas Prinzipielles, um den Sprung von der Möglichkeit in die Realisierung bzw. (mit Blick auf unser Thema) vom Systemwissen in seine konkrete Aktualisierung, welche dann bei Chomsky Performanz heißt. Damit akzentuiert er den Übergang vom kognitiv verankerten Sprachwissen ins sprechsprachliche Handeln, eben in die *performance*.

Um mich im weiteren Verlauf meiner Überlegungen möglichst rasch auf den Kern des rhetorischen Ansatzes konzentrieren zu können, schlage ich an dieser Stelle eine begriffliche Entflechtung vor, die mit der Trias ‚Kompetenz-Praxis-Performanz‘ arbeitet. Die griechischen Begriffe ‚Pragma‘ oder ‚Praxis‘ bedeuten ‚Handeln‘/‚Handlung‘ und entsprechen damit einem bestimmten Verständnis des englischen *performance*. Die Verwendung der Ausdrücke ‚Pragmatik‘ bzw. ‚Praxis‘ würden – im Sinne einer besseren Verständigung – die Spezifik des von mir Potenz-Actus-Problem genannten Zusammenhangs deutlicher markieren. Aus Chomskys Performanz-Kompetenz würde dann eine Pragmatik oder Praxis-Kompetenz. Chomsky geht es wie de Saussure um die begriffliche Trennung zweier Existenzformen von Sprache, nämlich als mental eingelagertes Systemwissen und als Komponente eines konkreten Handlungsvorgangs beim Vertexten. Wo vorher Sprachwissen war, muss im Sprechhandeln Text werden. Der Performanzbegriff der Speech act-Theorie bezieht sich auch auf den hier forcierten Aspekt des Handelns.

Der Gewinn dieser begrifflichen Regelung bestünde darin, die Mehrdeutigkeit von Performanz einzuschränken und zugleich terminologisch mehr auf jene Bedeutung festzulegen, die mich als Rhetoriker interessiert und auf die ich hinaus will: nämlich nicht ‚Handeln‘ im allgemeinen Sinn, sondern ‚Aufführung‘, d. h. in der Regel Aufführung eines Textes. In dieser Bedeutung verwenden auch die Theaterwissenschaftler den Begriff Performanz, etwa Erika Fischer-Lichte.

3.2 Rhetorisch gesteuerte Textproduktion und Text als rhetoriktheoretische Ebene

Was sich hier und im Folgenden als Wechsel der Nomenklatur ausdrückt, obwohl es bei denselben Sachzusammenhängen bleibt, indiziert einen Wechsel der Betrachtungsweise von im engeren Sinne linguistischen hin zu rhetorischen Perspektiven. Es sind zwei gleichberechtigte und sich ergänzende Betrachtungsweisen. Ich möchte unter dieser Voraussetzung auch nicht mehr davon sprechen, dass Sprache performiert wird, sondern Text.²³ Für den Rhe-

²² de Vries, Josef (1983): Grundbegriffe der Scholastik. Darmstadt. S. 11 -21.

²³ *Text* wird hier also als eine neue Qualitätsstufe des Sprachlichen oder Semiotischen aufgefasst, die einer eigenen theoretischen Ebene würdig ist. Die Unterscheidung der theoretischen Ebenen von *Kode*, *Text*, *Medium* und *Mediensystem* ergibt sich für den Rhetoriker aus den operativen Notwendigkeiten der Praxis. Siehe dazu Knape, Joachim (2005): *The Medium is the Massage?* Medientheoretische Anfragen und Antworten der Rhetorik. In: Knape, Joachim (Hg.) (2005): *Medienrhetorik*. S. 17-39.

toriker verbindet sich der Begriff *Sprache* mit dem gesamten Komplex des sprachlichen Materials und des sprachlichen Systems. bildlich gesprochen, des textrelevanten Baumaterials mit all seinen eigenen Gesetzmäßigkeiten, für das man den Begriff der *langue* stehen lassen kann.²⁴ Der rhetorisch aktive Kommunikator betritt demgegenüber gewissermaßen die Stufe der Weiterverarbeitung des Sprachlichen zu einem Konstrukt neuer Qualität: dem „Textbauwerk“, wie man sagen könnte.²⁵ Anders und weniger bildlich ausgedrückt: Das fachliche Interesse der Rhetorik setzt bei dem, was wir hier diskutieren, auf der Ebene der kommunikativen Instrumente an, und hier nehmen die Texte den ersten Platz ein. Die alles beherrschende fachliche Frage der Rhetorik ist, ich habe es schon gesagt, die Frage nach den strategischen Möglichkeiten dieser textlichen Instrumente, d. h. den Möglichkeiten, die sie im Rahmen der Interaktion bieten, Effektivität und kommunikatives Gelingen oder optimalen kommunikativen Erfolg für den Orator zu sichern.

Aristoteles hat in seiner grundlegenden Definition die Rhetorik ebenfalls als Potenz, gr. *dýnamis*, als eine ermöglichende Fähigkeit des Menschen bezeichnet, womit begrifflich eine interessante Nähe zur Kompetenzkategorie Chomskys erreicht ist; in diesem Fall geht es natürlich um rhetorische Kompetenz. Ihr Kern besteht für Aristoteles im beobachtenden Erkennen (gr. *theoría*) dessen, was bei einem gegebenen Sachverhalt jeweils das Plausible, kommunikativ Glaubenerweckende oder Überzeugende (das *pithanón*) ist.²⁶ Was in diesem Sinn analytisch herausgearbeitet werden muss, ist gleichzeitig produktionstheoretisch zu wenden. Denn zum methodischen Ansatz der von ihm grundgelegten Rhetorikdisziplin gehört gleichzeitig die produktionstheoretische Betrachtungsweise, nach der die Analyse kommunikativer Verfahren ihren Sinn erst in Hinblick auf operative Folgerungen für die Textproduktion bekommt. Ziel ist es, Einsichten in die Dialektik des kommunikativen Kompetenz-Praxis- und Praxis-Kompetenz-Zusammenhangs zu gewinnen. Ein Ergebnis dieser Betrachtungsweise ist die bekannte Abfolge der Produktionsstadien, also eines Ebenenmodells, mit dessen Hilfe man die operativen Vorgänge der kommunikativen Arbeit des Orators schichtweise analysieren kann.

Da dieses Ebenenmodell, das nicht notwendig sukzessiv als Abfolge zu verstehen ist, allgemein bekannt sein dürfte, kann ich mich bei seiner Vorstellung

²⁴ Insofern könnte man vielleicht bildlich sagen, dass aus rhetorischer Sicht die traditionelle Linguistik Beiträge zur sprachlichen „Materialkunde“ leistet.

²⁵ Wollte man dieses Bild weiter ausfalten, könnte man vielleicht sagen, dass der traditionelle Linguist das sprachliche Ingenieurwissen für den seinen Text strategisch planenden Orator als Architekt oder Baumeister genauer untersucht. Dabei ist natürlich klar, dass Architekten und Baumeister kein solides Bauwerk ohne fundamentales Ingenieurwissen errichten können. Zur untrennbaren Verbindung von Sprach-, Vertextungs- und Kommunikationswissen siehe Knappe, Joachim (2006): *Gewalt, Sprache und Rhetorik*. In: Dietrich, Julia/Müller-Koch, Uta (Hg.) (2006): *Ethik und Ästhetik der Gewalt*. S. 57–78.

²⁶ Vergl. Arist. *Rhet.* 1,2,1.

relativ kurz fassen. Es beginnt mit der Intellektion als Planungsphase, in der vom Orator die kommunikativen Bedingungen der anstehenden Intervention bedacht werden sollten. Wenn es sich hier um einen Übergang von einer recht vielfältig vorzustellenden Kommunikationskompetenz in diverse Bereiche planerischer Praxis handelt, so geht es bei den drei folgenden Stadien im engeren Sinn um das praktische Ausmünzen von sprachbezogener Vertextungs-Kompetenz in Textproduktions-Praxis. Die drei Phasen sind die der Invention, Disposition und Elokution. Sie sind konzipiert für die große Menge monologischer, also auf Unilateralität und Unidirektionalität eingerichteter Textsorten, wie sie in der Redekultur, in der literarischen und überhaupt der Schriftlichkeitskultur sowie in den Massenmedien (ich meine die Push-Medien) und auch sonst noch oft vorkommen.

Beim Gespräch, das in der Antike noch kein genuin rhetorisches Thema war, ist die Problematik natürlich ganz anders gelagert.

In der genannten Produktionsphase der Inventivik wären nun durchaus auch textbezogene kognitive Modelle gefordert, die die spätere Textgestalt mitbestimmen. Ludwig Jäger nennt in seiner schon erwähnten Sektions-Einleitung vier Elemente, die diesen Modellen mindestens zugrunde zu liegen hätten: „(a) der ‚illokutionäre Witz‘, d. h. der intentionale Zustand, der im Vollzug der späteren Äußerung ausgedrückt werden soll, (b) die propositionale Struktur der späteren Äußerung, (c) die Kooperationsmaximen (Grice) sowie schließlich (d) das Schema mit den für die Situationsadäquatheit der Äußerung notwendigen Voraussetzungen – wie etwa die geeignete soziale Rolle für den Sprecher oder die für Sprecher und Rezipient relevanten Wissensressourcen.“²⁷ Wenn dies zugleich mit einem subjektiven Solipsismus des Textproduzenten einherginge, der auf jede „Adressierungsleistung“ verzichtet, dann wäre Jägers in diesem Zusammenhang geäußerte Zuordnung zum „Sprachmodell des Antirhetorizismus“ in der Tat gerechtfertigt.²⁸ Das sich für jeden Orator in der rhetorisch-pragmatischen Zentralkategorie des Aptums (also des Angemessenheitspostulats) manifestierende rhetorische Konzept strategischer Textkonstruktion steht einem solchen adressatenvergessenen Selbstbezug natürlich diametral entgegen.

3.3 Rhetorische Performanz als Medienverfahren

Mit den noch verbleibenden beiden Produktionsstadien treten wir über in den Bereich der Performanz im oben bereits angedeuteten rhetorischen Sinn. Spätestens hier zeigt sich, dass die ganze Stadienlehre nicht auf einer konsequenten zeitlichen Abfolge gründet, sondern dass die Stadien als systematische Arbeitsbereiche oder Ebenen zu verstehen sind, denen sich ganz bestimmte operative Phänomene zuordnen lassen. Im Fall der beiden letzten

²⁷ Jäger (wie Anm. 9), S. 190 f.

²⁸ Jäger (wie Anm. 9), S. 190 f.

Stadien, die in der Antike *Memoria* und *Actio/Pronuntiatio* hießen, geht es um die kalkulierten Maßnahmen, die mit dem Medium zusammenhängen.

Medien sind „Einrichtungen zur Speicherung und Sendung von Texten“.²⁹ Die genannten Stadien beziehen sich also auf die jeweilige Einrichtung zum Speichern (*memoria*) und Senden (*actio*) des Textes. In der oralen Welt der Antike dachte man immer zuerst an den menschlichen Körper als Medium, das den Text speichert und sendet bzw. performiert. In der schriftbasierten Kommunikation sind es andere Textträger wie Wachstafel, Blatt Papier, Buch, Flugblatt, Brief usw., über die Texte performiert werden.

Damit haben wir, was den rhetorischen Ansatz angeht, eine sinnvolle Systemstelle für den Performanzbegriff gefunden. Meine Definition lautet: Performanz ist all das, was das Medium als Textträger mit seinem Text macht.³⁰ Für uns geht es also nicht um die theoretische Differenz von latentem sprachsystematischen Wissen einerseits und praktischer Ausarbeitung eines konkreten Textes andererseits, sondern um die theoretische Differenz zwischen der hoch informationellen Mitteilung des sprachlichen Textes und all jenen Zusatzkommunikaten, die sein Träger (also das Medium als notwendige Bedingung der Textexistenz) bei seiner Aufführung erzeugt, und sei es auch nur in Form von Konnotationen.

Bevor ich auf einige Weiterungen des in solcher Weise definierten Performanzbegriffs eingehe, möchte ich noch einmal an einem Beispiel die Ausgangslage vom produktionstheoretischen Ansatz her erläutern. Stellen wir uns eine Werbeagentur vor, die für eine Brauerei eine Werbekampagne organisieren soll. Als erste Abteilung wird die der sogenannten „Texter“ eingeschaltet, die in unserem Beispielfall einen Text der Werbe-Minimaltextsorten ‚Claim‘ und ‚Slogan‘ finden sollen. Sie findet unter anderem den Ein-Satz-Text „Das König der Biere“, mehr nicht. Gesetzt den Fall, der Kunde ist zufrieden, könnte dieser Text in die Medienabteilung wandern, wo geprüft wird, wie sich dieser Satz medialisieren lässt, ob auf Bierdeckeln, auf T-Shirts, auf Plakatwänden, auf Krawatten, im Rundfunk oder im Fernsehen, mit teils horrenden Kostenfaktoren. Der Text ist immer gleich, doch die Medien wechseln. Das für die Rhetorik so wichtige Adressatenkalkül geht hier eine Verbindung mit dem Medienkalkül ein. Zum Kriterium der Entscheidung bei der Medienwahl könnte die jeweilige Performanzleistung werden. Dabei geht es im Sinne obiger Definition um die Frage, was das Medium mit dem Text macht bzw. was es aus dem Text macht (etwa Aufbau eines semantischen Mehrwerts usw.).

²⁹ Knappe (wie Anm. 23), S. 22.

³⁰ Wobei das „Handeln“ des Mediums im Fall von körperexternen technischen Medien natürlich als Abstraktion aufzufassen ist. Konkret sind damit unter anderem auch alle Phänomene gemeint, die als Reaktionen des Textproduzenten auf die Struktur determiniertheit solcher Medien eintreten. Vergl. zur Struktur determiniertheit von Medien und ihren restriktiven Auswirkungen auf die Textproduktion Knappe, Joachim (2006): Katastrophenrhetorik und Struktur determiniertheit der Medien. Der Fall des 11. September 2001. In: Knappe, Joachim (Hg.) (2006): Medienrhetorik. S. 231–262.

Cicero überliefert die Geschichte, dass der berühmteste attische Redner Demosthenes auf die Frage, was das Wichtigste bei der Rhetorik sei, ausgeufen habe: 1. actio (sprich: Performanz), 2. actio, 3. actio. Kam es Demosthenes also vor allem aufs wilde Herumfuchteln an? Nein, der Sinn der Anekdote ist, dass der noch so elaborient und mit ausgetüfteltem antizipatorischen Adressatenkalkül formulierte Text auf jeden Fall scheitern muss, zumindest in seinem Effekt beeinträchtigt wird, wenn er durch die Performanz ruiniert wird, sei es, dass er zu leise, zu übertrieben, zu undifferenziert, stotternd oder radebrechend vorgetragen wird, kurz: wenn das Medium durch sein Rauschen und andere Formen der Beeinträchtigung des textlichen Wahrnehmungsangebots die Textvermittlung behindert.³¹

3.4 Performanz durch den menschlichen Körper als Medium

Was der menschliche Körper als Medium beim Performieren von Texten macht, was er tun sollte oder eher nicht tun sollte, ist Gegenstand der Actio-Kapitel in den Allgemeinrhetoriken seit der Antike. Dabei gibt es drei systematische Bereiche: *vultus*, *vox* und *gestus* (Mienenspiel, Stimmführung und Körperhaltung). Wo steckt hier das Problem? Indem das Medium den Text sendet, entfaltet es nicht gerade einen Subtext, aber doch eine Abfolge von synchronen Begleitäußerungen, die teils aus Einzelsymbolen (z. B. Gebärde des nach unten gestreckten Daumens) oder paralinguistischen Begleitphänomenen (z. B. kichernde Gluckslaute) bestehen können. Der deklamatorisch im Sprachtext ausformulierte Lobpreis eines Menschen kann durch derartige performative, vom Medium verursachte Zusatzkommunikate, die etwa eine ironische Gegensemantik aufbauen, konterkariert werden.

Wie immer in der Rhetorik ist diese operative Ebene „Medium“ stets als Gegenstand eigenständiger reflektierter Kalküle zu betrachten. Die Performanz, also das, was das Medium alles mit Texten machen kann, sollte in der Normalkommunikation den Text stützen, keinesfalls aber in einen Widerspruch treiben oder gar aushebeln. In der Kunst, also in Formen der Sonderkommunikation, insbesondere in der Oper, ist es heute alltäglich, auf der Performanzebene eine zweite semantische Ebene einzuziehen, indem etwa eine zweite Geschichte erzählt wird. Das allerdings führt uns von der Rhetorik weg.

Christa M. Heilmann ist in dem uns inzwischen gut bekannten Symposium-Sammelband speziell den korporalen Performanzphänomenen unter dem Beitragstitel „Das Konzept Körper in der Rhetorik aus semiotischer Sicht“

³¹ Als Parade-Beleg für diese Ansicht des Demosthenes gilt der solchen Umständen geschuldete Sturz des früheren deutschen Bundestagspräsidenten Jenninger im Jahre 1988. Jenninger musste aufgrund einer extrem schlecht performierten Gedenkrede im Bundestag aus Anlass des 50. Jahrestags der Reichs-Pogromnacht (1938) zurücktreten. Den Beweis für das spezifisch performative Versagen (das offenbar in einem Widerspruch zum Textinhalt gesehen wurde) trat Ignatz Bubis, damals Vorsitzender des Zentralrats der Juden in Deutschland, ein Jahr später dadurch an, dass er selbst Textauszüge aus dieser Rede vortrug, ohne dass sie moniert worden wären.

nachgegangen. Sie kommt zu Recht zu der Einschätzung, dass man hier nur im umgangssprachlichen Sinn von einer „Sprache“ der Körper reden könne. Wenn eine solche „Körpersprache“ die „ursprüngliche Aussage“ (gemeint ist die des Verbaltextes) unterstützte, könne man von „Amplifikation“ sprechen. „im Gegensatz zur Kontradiktion, die einen Gegensatz zwischen sprachlicher und körpersprachlicher Bedeutung konstituiert. Die körperlichen Ausdrucksbewegungen vermögen das primär Gemeinte leicht zu verändern (Modifikation) oder im Extremfall – dann ist die Symbiose beider Ebenen aufgelöst – zu substituieren. Alle vier Möglichkeiten der semantischen Dimension bedürfen hochgradiger Konventionalität, um das differenzierte Verhältnis zwischen erster und zweiter Botschaft im Verstehensprozeß transparent werden zu lassen. Eine syntaktische Dimension erfüllen körperliche Ausdrucksphänomene über eine Segmentation des Sprachflusses, die Verbindung kleinerer Einheiten zu größeren oder auch durch die Synchronisation unterschiedlicher Kanäle.“³²

Die antike Körperperformanzlehre der Rhetorik war im Actio-Kapitel mit dem Hauptproblem befasst, wie die korporale Performanz den eigentlichen Text, den Logos, also die Rede, adäquat interpretiert und bei der Aufführung weder dementiert noch irritiert. Es verwundert daher nicht, dass sich Cicero in einem seiner rhetoriktheoretischen Hauptwerke, dem ‚Orator‘, über weite Strecken nur mit prosodischen und paralinguistischen Phänomenen wie Klang- und Stimmungserzeugung befasst.

3.5 Die Performanzproblematik bei körperexternen Medien mit Blick auf das *Schreiben* von Texten

Eine rhetorische Lehre zur Performanz körperexterner Medien gab es damals nicht. Uns Heutigen steht dieser Bereich sehr viel mehr vor Augen. Wir haben gelernt darüber nachzudenken, was es in Hinblick auf den Text für Konnotationsfolgen hat, wenn Goethe sein ‚Wanderers Nachtlied‘ in Ilmenau in eine Holzwand ritzte, wenn er das Gedicht Frau vom Stein in einer Face-to-face-Situation vortrüge, wenn es in der Bleiwüste einer 1000seitigen Dünndruckanthologie schöner Stellen versänke, bei einem Festakt auf einem einzigen Blatt Büttenpapier mit Goldetui als Festgabe überreicht oder in Mannheim auf einer Konferenz des Instituts für Deutsche Sprache vorgetragen würde.

Die wenigen antiken Zeugnisse, die sich aus rhetorischer Perspektive zu körperexternen Medialisierungsfragen äußern, lassen keinen Zweifel daran, dass das menschlich-korporale Organon als das jeglicher sprachlichen Äußerungen gemäße angesehen wurde; hier wäre etwa der erhaltene Logos des Sophisten Alkidamas aus dem 4. Jahrhundert vor Christus zu nennen, eine

³² Heilmann, Christa M. (2004): Das Konzept Körper in der Rhetorik aus semiotischer Sicht. In: Fohrmann, Jürgen (Hg.) (2004): Rhetorik. Figuration und Performanz. S. 267–282, hier S. 280.

kritische Rede ‚Über die Verfasser schriftlicher Reden‘. Was ich hier in diesem Zusammenhang einmal im Begriff des Buchs als technischer Medialisierungsvariante zusammenfassen möchte (einschließlich der untrennbar damit verbundenen Schrift als Text-Optifizierung), betrachtet Alkidamas nicht nur als Notlösung, sondern als Beeinträchtigung. Und in der Tat ist die Geschichte der technisch-medialen Performanzmöglichkeiten von „Text“ bis zur Erfindung der modernen Echtzeitmedien eine Geschichte des Kampfes gegen unvermeidliche Reduktionismen, ja gegen einen Performanz-Pauperismus des schweigenden Blattes, das sich immer in Konkurrenz zur Performanzfülle des Sprechereignisses gestellt sieht. Eine Rhetorik, die sich mit diesem Problem befasst hätte, wäre wohl weniger vom oben genannten Adäquanz-Problem im Text-Medium-Verhältnis ausgegangen (dies war von vornherein nicht die Frage), sondern hätte sich gleich auf die Umsetzung von Kompensationsstrategien konzentrieren müssen.

Diese Überlegungen führen zur Frage, welchen systematischen Platz man der von Platon im ‚Phaidros‘ inkriminierten, in der Gutenberg-Galaxis jedoch zu einer geradezu beherrschenden Performanz-Komponente erhobenen *Schriftlichkeit* in der Rhetoriktheorie zuweisen muss. Um hier eine deutliche Position zu gewinnen, ist zunächst festzuhalten, dass die Schrift als Notationskode der Sprache immer nur den Status eines medialen Epiphänomens haben kann. Medien sind „sozial-distributive Tragflächen von verbalen oder nonverbalen Texten“³³ und als solche – wie schon gesagt – Einrichtungen zur Speicherung und Sendung von Texten, womit das spezifische Leistungspotential von Medien charakterisiert ist. Wie diese Einrichtungen „technisch“ beschaffen sind, ist nicht Gegenstand der Definition, sondern eine Frage je konkreter Verhältnisse. Die Schriften, also die Sprach-Notationscodes der verschiedenen menschlichen Kulturen gehören zum Komplex solcher konkreten technischen Bedingungen.

Performanz setzt beim Medialisieren von Text im Moment des Beginns eines Speichervorgangs ein, z. B. im Moment des Aufschreibens, und endet beim Senden. Wenn man bei uns einen verbalsprachlichen Text auf einem Blatt Papier (dem eigentlichen Medium) notieren will, dann gehört das Schreiben dazu. Man benötigt als Notationskode die Schrift, die technisch mit entsprechenden Geräten (z. B. Feder, Tinte usw.) auf das Papier aufgetragen wird. Alle technischen Komponenten eines Mediums zusammen genommen bestimmen seinen Charakter als „Einrichtung zur Speicherung und Sendung von Texten“.

Die Ummedialisierung etwa eines komplexen akustischen Sprechereignisses auf eine bloß optische Medialisierungslösung (mittels Schrift und Papier) führt unvermeidlich zu einer reduktionistischen Performanzvariante. Der Vorgang des Aufschreibens auf ein Blatt Papier stellt eine neue Performanzform für den vorgängigen, ursprünglich kognitiv verankerten, dann zunächst sprechsprachlich performierten Text dar. In Kulturen, in denen

³³ Knape, Joachim (2000): Was ist Rhetorik? Stuttgart. S. 62.

schriftbasierte Medialisierungsformen das höchste Ansehen genießen oder von großer gesellschaftlicher Funktionalität sind, bilden sich sogar eigene Textsorten aus, die ganz auf den Schriftverkehr eingestellt sind. Hierbei kommt es zur Ausbildung sogenannter *Schriftsprachen*, womit der Fundus an textlichen Struktur- und Stilvarianten gemeint ist, die in einer Sprecher-gemeinschaft mit Rücksicht auf dimissive Kommunikationsverhältnisse ausgebildet werden.³⁴ Solche Stilphänomene (sogenannte „Schriftstile“ oder „Schreibarten“, wie es schon bei Gottsched im 18. Jahrhundert heißt) sind also Ergebnisse, Ausflüsse oder Folgen bestimmter Performanzbedingungen. Das Aufschreiben (als mediale Performanzkomponente) ist mithin auf einer anderen theoretischen Ebene anzusiedeln als der stilistische Schreibduktus (als semiotische Textkomponente).

In der Praxis haben Autoren immer wieder versucht, jene kommunikativen Beschränkungen zu kompensieren, die sich aus restringierenden Performanzbedingungen (etwa der Festlegung aufs Buch) ergeben. Einerseits wurde das Buch-Layout zum Exerzierfeld von Buchkünstlern, die dasjenige wieder durch optisch-ästhetische Stimuli einzuholen suchten, was akustisch im Buch strukturell verloren ist. Andererseits haben rhetorisch bewusste Textverfasser der bloß optisch perzipierbaren, mithin reinen Schrift- und Lesekultur auf dem Weg über textevozierte Imaginationen immer wieder performanzkompensatorische Strategien beim Abfassen ihrer Texte gewählt. Das heißt, das Phantasiepotenzial der Texte oder das lockere Sprachspiel hat in solchen Fällen den Performanz-Pauperismus des Buchs, z. B. seine endlosen Bleiwüsten, vergessen lassen sollen.³⁵ Nicht selten haben gerade die sprachspielerischen Kompensationsstrategien ihren Autoren später den Vorwurf des Sprachmanierismus eingebracht.

Aber natürlich gibt es in der Gutenberg-Galaxis auch die Gegenbewegung, d. h. der Text lässt sich auf die performative Reduktion des Mediums seinerseits als Prinzip ein und wird spartanisch bis hin zur Verrätselung, denn der persistente Lesetext erlaubt langes, sehr langes Nachdenken, wohingegen der ephemere Hörtext nur in der Situation hic et nunc auflebt, und dabei alles im Moment leisten muss. Dabei kommt der korporalen Performanz, etwa der stimmlichen Unterstützung, ein großes Gewicht zu. Autoren können das im Text antizipierend einplanen. Das Schreiben eines Autors (der auf das Medium Buch verwiesen ist) hin auf Sprecher, die seinen Text wieder vor Hörern vortragen, kann eben etwas anderes sein, als das bewusste Schreiben hin auf schweigend für sich vor einem Buch sitzende Leser.

³⁴ Zur Differenz der kommunikativen Basissettings von *Situativik* und *Dimissivik* siehe Knappe (wie Anm. 23).

³⁵ Interessante Beobachtungen, wie man solcherart im 18. Jahrhundert „Ins Ohr geschrieben“ hat, finden sich bei Schneider (2004) in seiner gleichnamigen Dissertation, in der es um „Lyrik als akustische Kunst zwischen 1750 und 1800“ geht (Schneider, Nikolaus (2004): *Ins Ohr geschrieben: Lyrik als akustische Kunst zwischen 1750 und 1800*. Göttingen).